

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 7 (1903)

Artikel: Vergangene Tage [Fortsetzung]
Autor: Hügli, Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575277>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

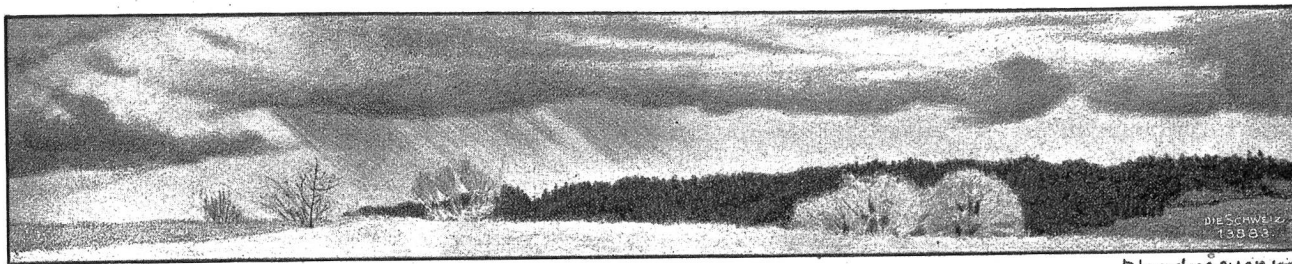
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Hardmeyer, 1901

« Vergangene Tage. »

Novelle von Emil Gügli, Chur.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Fortsetzung).

In solchen Momenten der Selbstverteidigung glaubte wohl auch Abalbert an seine Worte und beruhigte sich in dem Gedanken, seine Kunst hätte diese „Annäherung“ veranlaßt und sei das reinigende Motiv seiner Hingabe an jene andere.

Freilich, Anna durfte davon nichts wissen, das verlangte die einfachste Schonung; dennoch sprach er — so überredete er sich — nichts denn die reine Wahrheit, wenn er als letzten Grund seiner Zurückhaltung sein Schaffen hinstellte.

Anderseits konnte es ihm nicht entgehen, wie Annas Glaube mit der Zeit immer schwächer, ihr Vertrauen immer wankender wurde. Seine Glaubenssätze vermochten sie wohl die erste Zeit aufzurichten und hinzuhalten; aber lange konnte dies nicht verfangen. Als er endlich einsehen mußte, daß sie seine Trost Worte nicht mehr vertrauensselig entgegennahm und anstatt, wie etwa sonst, mit dankender Freude, sie mit einem müden resignierten Lächeln begleitete, da wurde auch er mißtrauisch gegen die Ueberzeugungskraft seiner Worte und verlor den Mut, Anna damit zu trösten. Von da an las er in ihren etwas blaß und schlaff gewordenen Zügen einen stummen, steten Vorwurf, und diesem Vorwurf nach Möglichkeit auszuweichen, war bald sein eifriges Bestreben.

So konnte es nicht anders geschehen, als daß ihm sein Heim im Gegensatz zur Stätte seines Schaffens wie ein dunkles, dumpfes Gefängnis erschien, wo er gleichsam bei jedem Schritt befürchten mußte, den Kopf an kalte Mauern zu stoßen. Ein wohlthuendes Gefühl der Befreiung überkam ihn jedesmal, wenn er das Haus in der Stadt verließ und nach dem Atelier wanderte; ein beängstigendes Gefühl des Zwanges begleitete ihn auf jedem Heimwege. Je näher er dem stillen Wohnhause kam, desto mächtiger wuchs dies Unbehagen an; war er aber erst in seiner Wohnung angelangt, wo ihn Anna empfing, so verlor er vollends jeglichen Kompasß des Empfindens. Wie oft nahm er sich vor, ihr mit froher, lachender Miene, mit einem Scherz auf den Lippen entgegenzutreten, sie herzlich zu begrüßen und mit einem innigen Kuß alle Schatten zu verschrecken! Allein, sobald er den ersten Schritt in den Hausgang getan, fiel jeder Uebermut wie eine schlechtgehaltene Hülle von ihm ab. Das scherzende Begrüßungswort wurde zu einem kalten verzweifelnden Späße, dessen Hohlheit ihm selbst zuerst zum Bewußtsein kam. So oft er auch

Anna zuliebe eine Annäherung versuchte, jedesmal trat ihm Mathildens Gestalt und Gesicht vor Augen; das hielt ihn von seinem Tun ab, als ob sie ihm in die Ohren geflüstert hätte:

„Vert, nicht heucheln!“

Von Zeit zu Zeit geschah es, daß Abalbert Mathilde während einiger Tage nicht sah, war es, daß sie berufswegen nach einer andern Stadt verreisen mußte oder durch Erkrankung ans Zimmer gefesselt wurde. An diesen Tagen war Abalbert niedergeschlagen; er befand sich in einer beständigen Unruhe, die er nur mit noch eifrigerem Schaffen zu bewältigen wußte. Er spürte wohl, er würde diese Vereinsamung nicht lange ertragen. Er hatte sich so sehr an das tägliche Erscheinen ihrer Gestalt, an den Blick ihrer Augen, an den Klang ihrer dunkeln Stimme gewöhnt! Nun war ihm plötzlich das Schönste und Reichste aus dem Leben weggenommen. Zuerst hatte er geglaubt, an jenen Tagen, da er Mathilde nicht sehen konnte, würde er sich wieder näher an Anna anzuschließen vermögen und sie seinem Herzen zurückgewinnen, ihre besänftigende Häuslichkeit, ihr stilles Wesen vermöchte den alten Reiz auf ihn auszuüben, und so würden sie vielleicht, wenn auch nur Schritt für Schritt, einander entgegenkommen. Das Gegenteil war jedoch der Fall. Von Mathilde getrennt, erschien diese ihm noch in einem höhern, durch den Brennspiegel seiner Phantasie gesammelten Lichte. Anna vermochte nicht, ihn aus seinem erinnernden Traum aufzuwecken und in die pflichtstrenge Wirklichkeit zurückzuführen.

Da er zudem Mathildens Gegenwart hatte entbehren müssen, schienen ihm diese Tage verloren, und in solcher Mißstimmung fand er erst recht kein erlösendes Wort, das seinem Weibe und ihm selbst so not getan hätte.

Wohl ließ es Abalbert anfangs nicht an Versuchen fehlen, Anna nach Möglichkeit zu zerstreuen. Wenn ihm Mathilde einen freien Abend ließ, führte er jene ins Konzert oder ins Theater. Zuerst folgte sie ihm willig; eines Tages erklärte sie aber zu Abalberts Erstaunen, sie finde keine Freude mehr an dem Kunstspektakel, und bat ihn, er möchte sie von nun an nicht mehr um ihre Begleitung angehen. Und einmal, da er es in erzwungenem Uebermut dennoch tat, sah sie ihn mit großen Augen starr an, als wollte sie sagen:

„Was willst du noch von mir?“

Keine Silbe kam dabei über ihre Lippen, stumm wandte sie sich von ihm ab und schritt in ihr Zimmer.

Solche schmerzliche Szenen ereigneten sich immer häufiger.

Bei alledem war es wohl Adalberts wie Annas Fehler, daß sie ihre Mißstimmungen in sich verschlossen und in ihrem harten Trotz keine versöhnende Aussprache suchten. Da fand sich denn für jeglichen Zwiespalt Zeit genug, immer größer zu werden; sowie ein kleiner Riß dem stolzesten Felsen zum Verderben werden kann, wenn der winterlichen Kälte Zeit gelassen wird, ihn mit Frost und Eis zu zerspalten.

Freilich, so mächtig auch in Adalbert die Leidenschaft für Mathilde angewachsen war, er mußte sich trotz allem sagen, daß dieser Traum eines Tages ein Ende nehmen würde; ja, nicht zuletzt vielleicht war es dieser Gedanke, der ihm seine Liebe so zauberhaft schön erscheinen ließ, weil er sie schon in der Gegenwart durch die düstigen Schleier der Vergangenheit betrachtete. Zudem gab dieser Gedanke ihm den Mut, sich mit allen Fasern seines Herzens dem seltenen Ereignis hinzugeben, einen Mut, der zur Tollkühnheit wurde, indem er ihn verführte, vor seiner übrigen Umgebung eigennützig die Augen zu schließen. Es galt ihm für gewiß: eines Tages würde er mit Leib und Seele zu Anna zurückkehren, und sie allein konnte alsdann durch den Erfolg seiner neuen, im Zeichen Mathildens entstandenen Kunstwerke den Glück- und Glanzsertrag seines Lebens einheimen und genießen. So sagte er sich und ahnte in seiner Selbstverblendung nicht, daß er in diesem Lügenschifflein, auf das er sich selbst zur Täuschung den Namen „Anna“ geschrieben, immer weiter und weiter von seinem Weib weg, ins Ungewisse hinaustrieb auf den wilden Fluten seiner Leidenschaft.

Eines wunderte und beunruhigte Adalbert von Zeit zu Zeit: seit jener ersten Begegnung der beiden Frauen

hatte Anna selten und immer seltener und schließlich gar nicht mehr von Mathilde gesprochen.

Sie schien die Frau, die ihr beim ersten Anblick so sehr gefallen, vergessen zu haben oder vergessen zu wollen; denn daß jene immer noch in der Stadt verweilte, mußte sie längst von Bekannten erfahren haben.

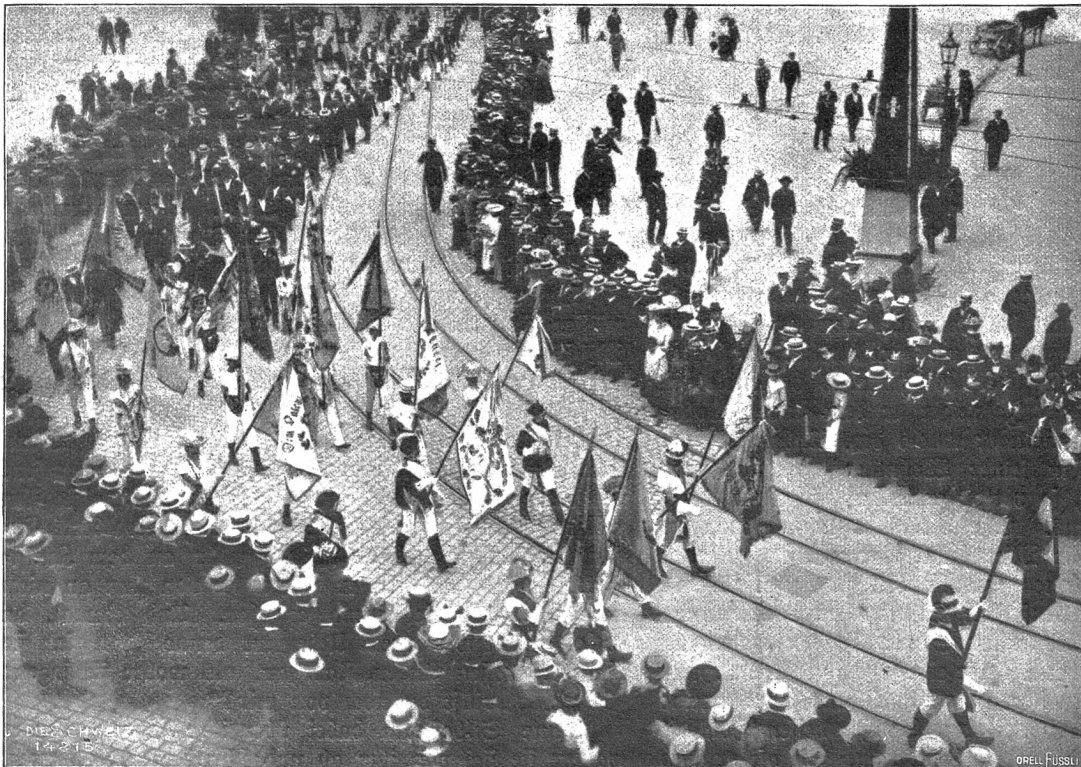
VII.

Ein schöner Glaube beglückt und bessert und stellt wieder her, und ein schlimmer Argwohn verdirbt alles.
Theodor Fontane.

Der Winter war vorübergegangen, und ein frühzeitiger Frühling kam ins Land. In wenigen Tagen schmolz der warme Föhn den Schnee an den waldigen Hängen der Berge, nur oben auf den kahlen Gipfeln konnte er sich noch halten und leuchtete in weißer Pracht, die sich von dem täglich dunkler blauenden Himmel blendend abhob. Die weiten, breiten Wiesen des Tales begannen sich mit neuem hellem Grün zu überziehen, während die saftglänzenden braunen Knospenknäuse der Kastanienbäume täglich üppiger anschwellten und hier und dort auch schon der Hülle die feingefalteten jungen Blätter entließen, die, feuchten Schwingen eben ausgeschlüpfter Schmetterlinge gleich, zuerst müde an ihren Zweigen hingen, aber dann mit jedem Tag sich kräftiger dehnten, entfalteten und größere Schattenflecken zur Erde warfen. An sonnigen Waldesrändern brachen die ersten bunten Frühblumen, Veilchen und Primeln hervor, und weit im Land umher verkündeten end- und zahllose Knospenheere eine reiche Blütezeit.

Auch oben am stillen Bergwaldsaum, wo die einsame Bank stand, war der winterliche Schnee längst geschmolzen, goldgelbe Schlüsselblumen waren nicht weit davon aufgeblüht.

Mit der steigenden Frühlingszeit wurden die Tage länger, die Nächte kürzer. Immer später mußten sich Adalbert und Mathilde zusammenfinden, und doch wurde es auch in dieser Einsamkeit immer lebendiger. Nachtschwärzende Spaziergänger begingen den Weg, der dort vorüberführte, manchmal auch ein flüsterndes junges Liebespärchen. Dann lehnten sich Adalbert und



Zentralfahne.
Vom LIII. eidgenössischen Turnfest (18.–21. Juli 1903): Abholung der eidgenössischen Fahne vom Bahnhof.
(Phot. A. Krenn, Zürich).

Mathilde näher aneinander; an-
gesichts der rei-
nen Liebe beäng-
stigte sie ihre
Leidenschaft.

Traurigen Au-
ges sahen sie den
Deutschen nach,
bis sie beide ein
schmerzlicher
Reiz durchzuckte
und Mathilde
mitverschleierter
Stimme sagte:
"O, die Glück-
lichen! Bald
einmal werden
sie sich am hellen
Tag, vor aller
Welt mit ihrer
Liebe zeigen dür-
fen... Unser ist
die Angst und
die Nacht..."

Nach einer
Pause fuhr sie
mit heißem Atem
flüsternd fort:
"Weißt du, was
ich dir sein
möchte, dir al-
lein bis in den

Tod? ... Dein Weib, deine Frau! ... Ja, ich
weiß, es ist Wahnsinn, was ich sage; aber dieser Wahn-
sinn ist die einzige, meine einzige Wahrheit, und doch
soll ich nicht an sie glauben... O, einmal daran
glauben dürfen, glauben können! Einmal den Traum
als Wahrheit leben... Müßte das herrlich sein, ein
ganzes Leben wert! Wie gerne gäbe ich das meine
dafür!"

Der Gedanke und ihre Worte berauschten sie beide
mächtig und mit drängendem Eifer umklammerten sie
sich stets von neuem. Eine milde Frühlingsnacht war
über ihnen aufgegangen. Der warme Wind wühlte in
Mathildens weichen Haaren, umspielte Adalberts Schläfen
und schlug ihr Bewußtsein immer enger in süß duftende
Schleier. Wenn sie in ihren Liebessungen etwas inne-
hielten, schaute Mathilde mit großen verträumten Augen
weit hinaus in die seltsam wehende Nacht; Adalbert
konnte aus ihren zeugenden Sternen lesen, was ihm schon
ihr heißes Wort zugeflüstert. Und nun dachten sie beide den-
selben berausenden Gedanken: Einmal miteinander
aus dieser Stadt zu fliehen, auf ein paar Wochen zu-
sammen in die weite Welt zu ziehen...

Denn so konnte es nicht weiter gehen: die Ge-



Vom eidgenössischen Turnfest in Zürich: Einzug der eidgenössischen Fahne ins Stadthaus (Phot. A. Krenn, Zürich).

fahr, verraten zu werden, wurde täglich größer, und
ihre Liebe sollte nicht dem Hohn der Welt preisgegeben
sein. Ohne weiteres auseinandergehen? Daran wagte
Adalbert nicht zu denken, und er ahnte, daß auch Mathilde
nicht den Mut dazu haben konnte. Und doch, eines
Tages mußte auch dieses kommen; denn soviel wußte
Adalbert: eine Scheidung würde Anna niemals ertragen,
er würde ihr Leben zerbrechen und eine Schuld auf sich
laden, die ihm sein gestohlenen Glück vergällen müßte.
Nein! Es blieb ihnen keine andere Wahl, als einmal
noch, befreit von allen Bedenken, befreit auch von einer
an das Gewissen rührenden Umgebung, draußen in
freier Welt das Glück zu Ende zu kosten, den schäumenden
Becher bis auf den letzten Tropfen zu leeren und desto
tiefer aus dem Born der Lust zu trinken, als ihnen
nur kurze vergängliche Tage dazu vergönnt waren.
Dann, ja dann mochte auch für sie die Trennungs-
stunde schlagen und ihr Leben wieder von den Gipfeln
der Seligkeit niedermwärts nach den Alltagsstiefen schreiten:
in ihren Herzen blieb hell flammend die Erinnerung
reiner und fester bestehen, als dies wohl selbst ihre
große Liebe in einem langen Zusammenleben vermöchte.

(Fortsetzung folgt).

Finnen und Russen.

Skizze von Emil Gaeng, Neapel.

Nachdruck verboten.

Inmitten des „Landes der tausend Seen“, wie Finnland des
öfters genannt wird, in dieser nordischen Seenwelt mit
ihren bewaldeten Inseln, Klippen und Felsen, Kanälen und

Stromschnellen, liegt St. Michael, ein kleines Städtchen, an
einem der vielen Arme des Saimasees.

Es war Sonnenuntergang. Weit hin ruht der regungslose